

Zeitschrift: Heimatbuch Meilen
Herausgeber: Vereinigung Heimatbuch Meilen
Band: 20 (1980)

Artikel: "Auf die Burg? Nein, nicht mit zehn Rossen!..."
Autor: Wunderli-Kunz, Max
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-954179>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

nichts anderes als zugespitzte Schindeln, die wir in die Kartoffel steckten. Die Holzachsenlager und den kurzen Zulaufkännel schreinerten wir jeweils in der Werkstatt des Vaters. Es war immer ein gewisser Höhepunkt, wenn sich die Wasserräder mit der Kraft des fallenden Wassers drehten und nicht allzustark «hinkten».

Etwa 180 m oberhalb der «kleinen Stauseen» befand sich die «Grie-Schwelli». Hier war der Bach durch starke Bretter gestaut, so dass sich dahinter Geröll und Kies, «Grie» genannt, sammeln konnte. Wenn anfangs Sommer die Bürgler Bauern ihre Flurwege instand stellten, holten sie hier das benötigte Material aus dem Bach. Dabei gab es ansehnliche Mulden im Staubecken. Diese dienten uns im Sommer als willkommene Badegelegenheit.

Auch im Winter besass das Bachtobel seine Anziehungskraft, besonders dann, wenn die Teiche und der Bachlauf von einer Eisschicht bedeckt waren. Wir tummelten uns auf den Eisfeldern, wobei mancher einen Schuh voll herauszog und die nassen Socken heimlich im Schopf oder in der Scheune auswechseln musste, bevor er die warme Stube betrat.

So ist denn das Dorfbachtobel für mich auch heute noch mit vielen Erinnerungen an eine Jugendzeit verknüpft, die nicht belastet war mit der hektischen Betriebsamkeit von Sport und Massenmedien unserer Tage.

«Auf die Burg? Nein, nicht mit zehn Rossen! ...»

Max Wunderli-Kunz

... dies beteuerte meine Mutter immer und immer wieder, als der Vater die Absicht kundtat, das elterliche Haus auf der Burg, das an fremde Leute vermietet war, fortan selber zu bewohnen. Sie, die als Wirtin und später als Inhaberin einer Kostgeberei immer im Dorf unter den Leuten lebte, wehrte sich dagegen, sozusagen «ans Ende der Welt verbannt zu werden», wie sie sich auszudrücken pflegte. Und auch ich konnte es mir nicht so recht vorstellen, vom See und den bisherigen Gespielen weg hinauf auf den Berg zu zügeln. War das weitab von der Welt; dort wo sich Füchse und Hasen gute Nacht sagen!

Der Vater gewann das Seilziehen. Es war im Sommer 1930. Ein Vierspänner der Fuhrhaltereier Schneider zog den Zügelwagen die noch ungeteerte Allmendstrasse – so hiess die heutige Burgstrasse im unteren Teil vom Kreuzplatz bis zur Abzweigung der Toggwilerstrasse – hinauf. Noch vor dieser Abzweigung war linkerhand das abgeholzte tiefe Tobel des Zweienbachs. Diesen selber hatte man bereits in Röhren

gezwängt und war im Begriffe, das Tobel nach und nach mit Kehricht aufzufüllen. An diesem stinkenden Haufen vorbei zog sich die Strasse in einem leichten Gefälle bis zur Eindolung direkt unter der Liegenschaft Spöhel auf der Risi, bog scharf nach links ab, um dann nach wenigen Dutzend Metern in einer starken Steigung gleich wieder eine Rechtskurve zu beschreiben. Zwischen steilen Böschungen beim alten Wasenplatz erreichte man die Ebene. Zwischen Wiesen – die heutige Strasse «Im Veltlin» hat im vorderen Teil auf etwa 100 m den gleichen Verlauf – gelangte man zu einer weiteren S-Kurve, um dann, vorerst nur leicht ansteigend durch das Reb Gelände im Kullenacher, zum ärgsten «Stutz» bei der Einmündung des Burgrains zu kommen. Es gab wohl kaum einen Fuhrmann, der vor Bewältigung dieses letzten Teilstückes vor dem Burgplateau seine Tiere nicht verschnaufen und neue Kraft sammeln liess.

Mag die heutige «Billardstrasse» von der Burg ins Dorf über die ehemalige Kehrichtablagerung den Automobilisten noch so sehr zu einer zügigen Fahrweise verlocken, so hält dieses Vergnügen dem Vergleich mit dem damaligen Nervenkitzel einer Velo-Schussfahrt auf der Naturstrasse mit ihren zahlreichen Richtungsänderungen nicht stand. Hei, wie liess sich's doch im Kullenacher und im Risitobel so schön in die ausgefahren-überhöhten S-Kurven liegen! Vom Erikarank, der Haarnadelkurve bei der heutigen Einmündung der Bruech- in die Burgstrasse ganz zu schweigen!

Übrigens war dieser Erikarank an eisigen Winterabenden die Attraktion, die die Zuschauer anzog. Wer ihn mit dem Schlitten oder dem Bob ohne Ausleeren oder Bekanntschaft mit den Gartenmauern bezwang, war Held des Tages und durfte etwas auf sich halten.

Kürzer, aber nicht weniger mühsam als die Strasse war der Fussweg nach der Burg, der Burgrain. Oberhalb der Bildhauerei Bolleter bog er von der Allmendstrasse ab und führte vorerst als Fahrstrasse zwischen Haus «Trautheim» und Garten unterm Erikarank am «Fuchsloch» vorbei. Zur Linken stürzte der Dorfbach über einen Wasserfall, flankiert von einer markanten Tannengruppe und dem dahinterliegenden Obermüliweiher, der durch einen Kanal, der unter der danebenstehenden mech. Werkstätte (heute Liegenschaft Hagedorn) hindurchführte, aus dem der Bach das Wasser bezog. Rechts zogen sich bis zu einem ausgedienten Sandsteinbruch Gärten dahin. In diesen Steinbruch stellte später Heinrich Schneider seine Autoremise. Das anschliessende Steilbord beherbergte im hinteren Teil gegen die Hürnen und den Zweienbachweiher hinauf einen Hirschpark, unterhalten vom Verkehrs- und Verschönerungsverein.

Im Wasserfels hinten, bei der Möbelfabrik Borbach, begann dann der Anstieg als Fussweg. Er war nicht steiler als heute, dafür nicht geteert. Nach Gewittern oder Dauerregen glich er eher einem Bachbett. Wie manchen verstauchten Fuss hat er wohl auf dem Gewissen?



Der einstmalige Obermühle-Weiher am Ausgang des Dorfbachtobels.

Eine erste Verschnaufpause liess sich auf dem kurzen ebenen Stück westlich des Gehöftes Wampflen einlegen, ehe man zwischen den Reben hindurch der ersehnten Anhöhe zustapfte. Meist ging dies nicht in einem Zuge, denn auch das oberste Teilstück erwies sich noch als beschwerlich genug. Erleichtertes Aufatmen deshalb, wenn jeweilen die Ruhebänk im obersten Stutz beim Einbiegen in die Strasse erreicht wurde, weniger um die einmalige Aussicht zu geniessen – man sah von der Albiskette über die Rigi zu den Urner- und Glarneralpen bis zum Speer und hatte das Seebecken von Horgen bis gegen Lachen unter sich – als dass man froh war, endlich einmal das Gepäck abstellen zu können.

Diesen Weg scheute meine Mutter, weshalb sie es vorzog, den Umweg auf der Strasse über die Allmend zu machen. Aber auch mir war die Strecke dem Bachtobel entlang besonders bei Dunkelheit nicht ganz geheuer. Geduldig wartete ich deshalb in den Bubenjahren beim Zunachten des öfteren beim Schuhhaus Dosenbach am Kreuzplatz unten, ob sich nicht bald ein Begleiter oder eine Begleiterin finden liess. Die Grossen – so später auch ich – hielten vorerst im Restaurant Freihof Nachschau, ob noch einer auf die Burg wollte. Nicht wegen der Angst, aber zu zweit war's kurzweiliger.

Als Hinterwäldler konnten die Leute von der Burg trotz ihrer räumlichen Trennung vom Dorf beileibe nicht bezeichnet werden. Es waren vornehmlich Bauern, die mit beiden Beinen im Leben standen. Still, bescheiden und zufrieden gingen sie von früh bis spät ihrer Arbeit nach und fielen höchstens dadurch auf, dass sie nicht auffallen wollten. Erging an einen von ihnen der Ruf, stellte sich dieser der Öffentlichkeit willig zur Verfügung. Es waren nicht die schlechtesten Behördenmitglieder, die ab der Burg kamen.

Neuankömmlinge nahmen die Bürgler freundlich auf, welchem Glauben und welcher Weltanschauung sie auch huld-

gen mochten. Wider Erwarten fühlte sich die Mutter unter ihnen bald heimisch und zwischen ihr und den Bürglerfrauen entstand eine echte Freundschaft. Zeit zum «Käfele» fand man zwar nicht, aber zu einem kurzen Schwatz im Vorbeigehen reichte es allemal. Und auch ich entdeckte die für einen Fünftklässler ungeahnt vielfältigen Jagdgründe in dieser neuen, so anders gearteten Umgebung.

In den 10 Wohnhäusern dieser grössten geschlossenen Bauernsiedlung der Gemeinde Meilen lebten damals vor 50 Jahren 53 Menschen in 13 Haushaltungen. Die 8 Landwirtschaftsbetriebe befassten sich mit Milchwirtschaft, Obst- und vor allem mit Weinbau an den Hängen unterhalb des Weilers; Ackerbau nur ganz wenig: Kartoffeln für den Eigenbedarf und Runkelrüben für das Vieh. Selbstverständlich gehörte zu jedem Gehöft auch Wald.

Etwa 130 Kühe und Rinder hauptsächlich der Braunviehrasse – nur Rudolf Lienberger, dem man zudem die stachelige Angelegenheit der Bienenhaltung gerne als Monopol zur Blütenbefruchtung überliess, besass rotgefleckte Simmentaler – weideten auf den umliegenden Wiesen. Zur Selbstversorgung hielt sich jeder Bauer ausserdem ein Schwein sowie Hühner.

Die übrigen fünf Wohnungen belegten ein kant. Strassenwärter, ein Bahnarbeiter, ein Maurer, eine alleinstehende Frau und mein Vater mit ihren Familien. Der Bahnarbeiter hielt nebenberuflich Ziegen, der Strassenwärter eine Kuh. Vater war in einem Holzverarbeitenden Betrieb angestellt und bearbeitete gepachtete Reben. Als er in der Krisenzeit arbeitslos wurde, machte er seinen Nebenberuf notgedrungen zum Hauptberuf, indem er weitere Pachten übernahm und zusammen mit der Mutter noch Gemüse zur Belieferung eines Sanatoriums im Glarnerland anbaute.

«Olgi» hiess das einzige Pferd auf der Burg. Es stand im Stall von Jakob Steiger, nachdem es früher Milchmann Hardmeier an der Schulhausstrasse gehört hatte. Er brauchte es täglich morgens und abends für eine Milchfuhr ab der Burg und dazwischen für den Hauszustelldienst im Dorf.

Die übrigen Bauern fuhrwerkten mit einem Kuh- oder Stiergespann; nur bei zweien hatte die Mechanisierung Einzug gehalten. Emil Isler besass einen Fordson-Traktor mit riesigen Hinterrädern, Lienbergers einen Traktor mit Raupenantrieb. Mit einem gleichen Vehikel besorgte ein Obermeilemer übrigens die Kehrriichtabfuhr in der Gemeinde.

«Olgi» hiess aber auch meine Lieblingskuh, ebenfalls bei Steigers im Stall stehend. Sie galt als eine der schönsten ihrer Gattung und soll im Milchertrag Spitze gewesen sein. Dazu war sie erst noch lammfromm, zutraulich und anhänglich und liess sich augendrückend gerne kraulen und tätscheln. Als ich dann nach der Lehre keine Arbeit fand – wer zahlte in den Krisen Jahren einem Rekruten gerne einen Lohnanteil? – beschäftigte mich «Olgis» Besitzer als tagelöhnender Viehhüter. Auf der Weide blieb sie stets in meiner Nähe. Dies war

gut so, denn da war noch «Flori», ein angriffslustiges Biest. Mehrmals gelang es mir nur noch mit knapper Not, hinter «Olgis» schützendem Leib Zuflucht zu nehmen oder mit einem Gewaltsspur mich in die Weidescheune zu retten.

Den klingenden Lohn aus Obst- und Weinbau erhält der Bauer in der Regel nur einmal im Jahr. Vieh verkauft man auch nicht alle Tage, hingegen die Milch. Einmal im Monat ist Milchzahltag; da erhält er Geld für die der Molkerei täglich abgelieferte Milch.

Das kleine Häuschen oben, rapperswilerseits der Strasse – nunmehr zum Feuerwehrgeräte-lokal ausgebaut – war die Milchsammelstelle für die Burg sowie für die Höfe Erlen, Hinterburg, Tannacker und Warzhalden. Morgens und abends von 6¼ Uhr bis 6¾ Uhr nahm Vater Müller die von den Einheimischen meist gemessenen Schrittes in einer Tanse auf dem Rücken hergebrachte Milch entgegen. Ernst Kindlimann ab der Erlen brauste jeweilen per Töff an, während die Kavalieristen Gugolz Hinterburg und Hottinger-Hafner Warzhalden mit ihren «Eidgenossen» und dem Spezial-Einspanner antrabten. Diese beiden brachten auch die grössten Milchmengen. Meine Bewunderung galt aber den noch schulpflichtigen couragierten Hartmann-Töchtern, die bei Nacht und Nebel ohne männliche Begleitung vom Tannacker her mit dem Leiterwägelchen übers Tobel zur Hütte kamen.

Die Milch wurde zuerst in einem Bottich gewogen und das Resultat fein säuberlich auf einer Liste notiert. Mit kräftigen Armen hob der Einnehmer den Kübel dann hoch und leerte ihn durch einen Tuchfilter in einen mit Rippen versehenen Metallzylinder zur Kühlung mit laufendem Wasser. Unten fing eine 50-l-Kanne die Köstlichkeit auf.

Auf Ende der Hüttenzeit fuhr der Molki-Lastwagen vor, um die Kannen abzuholen. Wehe dem, der noch nicht da war! Er musste die Milch in die Hütte Dorf bringen.

Der Briefträger und die Zeitungsfrau stellten die Verbindung zur Aussenwelt her. Ersterer kam sogar zweimal täglich. Briefkästen waren nicht nötig, und wenn niemand zu Hause war, wusste er schon, wo die Post hinlegen und wo Most, Käse und Brot zur Erlabung greifbar waren.

Als Nachrichtenübermittler betätigten sich im weiteren der Bäcker und der Metzger. Der legendäre Dolderbeck kam wöchentlich zweimal zu Fuss mit seiner Krätze, während die Herren Haller und Heinzelmann die Bürgler per Motorrad mit Seitenwagen bedienten. Letzterer legte sich dann aber bald einmal ein Auto zu.

Mit dem Metzger war das so eine Sache. Nicht immer hatte man ihn nötig, denn mehr als ihnen manchmal lieb war, assen unsere Bauern Versicherungsfleisch. Musste irgendwo in der Gemeinde ein Stück Vieh notgeschlachtet werden, hatten die der Viehversicherung angeschlossenen Mitglieder, entsprechend der Grösse ihres Bestandes, zur Schadenminderung beizutragen und ein gewisses Quantum Fleisch käuflich zu übernehmen. Manchmal kam dann schon etwas viel zusam-

men, so dass man froh war, wenn einem der nichtbauernde Nachbar davon abkaufte.

Tiefkühltruhen gab es noch nicht, und das Massenmedium Radio steckte noch in den Kinderschuhen. Der erste Radioapparat stand bei Emil Isler in der Stube. Ein ehemaliger Nachbar hatte ein solches Gerät zusammengebastelt und es ihm geschenkt. Man freute sich darüber und lud besonders an Sonntagen die Leute zum Mithören ein. Männiglich bestaunte das Wunderding, das da auf der Kommode rauschte und kratzte.

Eines Tages dann interessierten sich auch zwei gutgekleidete fremde Männer für Islers Radio, begutachteten es und erkundigten sich über das Woher. Als sie es wussten, eröffneten sie dem Verdutzten, sie kämen von der Telefondirektion, müssten feststellen, dass er ohne Konzession einen Radioapparat in Betrieb habe und daher mit einer Busse rechnen müsse...

Der edle Donator habe sich beim nächsten Besuch sehr über den eher reservierten Empfang gewundert!

Tradition und Brauchtum erhalten sich im naturverbundenen Leben eher als anderswo. So gehörte es sich, dass sonntags aus jedem Haus mindestens ein Familienglied den Gottesdienst besuchte. Die Kinder schickte man in die Sonntagschule. Rosa Lienberger nahm sich unserer an. Ein ansehnliches Trüpplein fand sich jeweils um 10 Uhr bei ihr ein. Auf den Nachmittag lud dann die Methodistengemeinschaft zur Andacht ein.

In vielen Familien war es Tradition, den Erstgeborenen stets Jakob zu taufen. So lebten in den beiden Familien Dolder und Steiger gleich Grossvater, Vater und Sohn mit diesem Vornamen zusammen. Ja es ergab sich einmal, dass an einem 25. Juli, ihrem Namenstag, ihrer neun Jakoben auf der Burg waren. Das musste gefeiert werden. Im Garten der Wirtschaft trafen sie sich in froher Runde, die Schaaggi, Köbi, Jokeb, Jacques bis spät in die Nacht hinein. Allerdings fehlten zwei. Sie lagen noch in den Windeln.

Die älteren Rebleute pflogen noch den Elfitrunk. Schlag's elf Uhr, setzte man sich für einige Minuten ins Rebhäuschen und genehmigte ein Gläschen. Meist war es «Ansteller», ein Abguss einer nochmals mit Wasser und Zucker aufbereiteten und zur Gärung gebrachten Maische.

An Abstimmungs- und Wahlsonntagen versäumte man die Bürgerpflicht nicht. Vom Stimmlokal im Schulhaus Bergmeilen aus spazierten die Männer gegen Toggwil hinauf, hielten dort Einkehr, um zum Anschneiden des Bratens wieder daheim zu sein.

Feuerwehrdienst gehörte auch zur Pflicht. Schon mit 17 Jahren waren wir jungen Bergler dabei und fühlten uns unter den bald 50jährigen Männern schon etwas gehemmt. Die Übungen absolvierte man am Samstagabend. Um 21 Uhr war Abtreten, und die ganze Gruppe schlenderte Richtung Wirtschaft. Unter der Haustüre standen Vater und Mutter und sahen mit einem gewissen Stolz ihrem uniformierten Jüng-



Sommer: «Geborgene Stadt», 1980, Eitempera/Mischtechnik, 50x70.

sten entgegen, der sich eben anschickte, sich von den Kameraden zu verabschieden. Da packte ihn der Kommandant am Rock, zog ihn mit sich und sprach zur Mutter hinauf: «Ich schickderen dänn scho, Lene, wänn's Zyt isch. Dä chunnt jetzt mit eus.» Um fünf Uhr in der Frühe, als die Bauern in den Stall mussten, überliess man mich wieder der elterlichen Obhut.

Im Schulhaus Bergmeilen unterrichtete der Lehrer in einer Sechsklassenschule. Schlumpf hiess der wohl berühmteste und gefürchtetste Schulmeister, der je dort wirkte. Es war um die Jahrhundertwende. Noch Jahre nach der Schulpflicht habe er seine Ehemaligen im Auge behalten und sei an der Rekrutierung aufgetaucht, um sich nach den erzielten Noten im Rechnen zu erkundigen. Mehr als einer sei an diesem Tag noch zur letzten Ohrfeige des Lehrers gekommen!

So böse gebärdete sich zu meiner Zeit Lehrer Franz Stalder allerdings nicht. Ihm wurde ich nach dem Umzug vom Dorf auf die Burg nach den Herbstferien zugewiesen. Ich war in der 5. Klasse. F. Stalder war ein guter Lehrer, der seine 30 bis 35 Schüler nach modernen Methoden unterrichtete. Lernten wir im Dorf noch auf Schiefertafeln schreiben, so tat dies unser einziger Erstklässler gleich mit Tinte und Heft. Die berühmte Zürcher-Lesefibel mit dem «Tut-tut ein Auto. Wer tutet? Otto ein Reiter» hatte ausgedient und musste dem Setzkasten weichen. Und ich erlernte unter Schweiss und Tränen noch die Hulligerschrift. Das kam mir dann allerdings in der Sekundarschule zugut. Nachbars Anni und ich hatten frei, als man auch dort auf diese Schrift umstellte.

Als gläubiger Mann und guter Christ pflegte Lehrer Stalder zum Unterrichtsbeginn zu beten. Sonntagsschule gab er den Kindern vom Mittelberg, Toggwil und Pfannenstiel. Wöchentlich einmal stieg er hinunter ins Dorf, um Kartonnagekurse zu leiten. Mit Frau und vier Kindern lebte er in der Wohnung unter der Schulstube. Überzog er hie und da einmal in den häuslichen und ehelichen Pflichten, schickte er seinen Ältesten, uns die Türe aufzuschliessen. Diese kleine Verspätung nutzten wir jeweilen, um uns des Rechnungs-Schlüssels zu bedienen. So kamen wir zu den richtigen Ergebnissen, noch ehe uns die Aufgaben gestellt wurden.

Und dann dieser variantenreiche Schulweg! Zwanzig Minuten brauchte man von der Burg ins Schulhaus. Ein Mehrfaches aber vom Schulhaus nach Hause, je nach dem, ob man im Althau Krähennester auszunehmen gedachte, unten in der Chüeweid die spielenden Jungfuchse vor dem Bau beobachten wollte oder hinten in der «Grieschwelli» nielenrauchend den Fischbestand auf die Vollzähligkeit zu kontrollieren im Sinne hatte. Besonders zeitraubend und schimpfträchtig war der Umweg über die Mittelbergstrasse, standen doch dort viele schlanke Birken, die sich so schön schütteln liessen. Erheiternd, die dann hinten nachkommenden jüngeren Mitschüler Fersengeld geben zu sehen, weil um die geschüttelten Bäumchen die aufgeschreckten Hornissen ihre Runden zogen. Erinnerst Du Dich, jetziger Herr Schulpräsident?

Als Truppenübungsplatz eignete sich der Weiler und seine Umgebung ausgezeichnet. Schon den Kadetten brachte man hier das militärische ABC in der Gefechtsausbildung bei, das in der sogenannten «Jungwehr» der zwanziger Jahre dann vervollkommen wurde. In den Kriegsjahren 1939/45 richtete sich die Ortswehr an einem Sonntagmorgen zu einer Verteidigungsübung ein. Die Unteroffiziersgesellschaft markierte den Feind. Unter der Führung von Hptm. Otto Wegmann stellten die «Berufssoldaten» die Geduld und Wachsamkeit der Ortswehr zuerst einmal zweieinhalb Stunden lang mit Warten auf die Probe, täuschten durch eine Jagdpatrouille einen Angriff von Süden her vor, um dann mit einem konzentrierten Stoss aus der Gegenrichtung den Nahkampf zu suchen. Hei, das gab heisse Köpfe, blutige Schrammen und blaue Beulen auf beiden Seiten! Nur einer der alten Männer hielt seine Stellung. Mit dem Rücken zur Stallwand, so à la Ueli Rotach, erwehrte er sich mit einem «Gülleschüefi» der Angreifer, den Deckel zur fast unerschöpflichen «Munitionskammer» neben sich offen.

Auch unsere Armee übte hie und da in der Umgebung. Kurz vor der Mobilmachung war es, als ein junger Leutnant seinen Zug in Stellungen auf der Burg einwies. Man hatte sich eben eingerichtet, als ein distinguiert Herr hoch zu Ross heranritt, sich die Sache etwas beguckte und zum herbeischlendernden Offizier eine Bemerkung machte. Da geriet er aber an den «Lätzen». Der verbat sich eine Einmischung in seine Angelegenheit und wetterte noch über die verd... Zivilisten, die glaubten, alles besser zu wissen, als der Reitersmann bereits wieder weg war. Allerdings bekam er dann einen roten Kopf und das Würgen unter dem Stehkragen, als ihm ein Einheimischer schmunzelnd bedeutete, dass er soeben den in Feldmeilen beheimateten Korpskommandanten Wille «abgeputzt» habe.

Inzwischen vergingen die Jahre. Die Leute kamen und gingen. Auch ich zog nach der Heirat wieder ins Dorf hinunter, aber immer und immer wieder führt mich der Weg hinauf auf die Burg, die sich – nicht immer zu ihrem Vorteil – gewandelt hat. Wenn ich dann die beiden hart am Strassenrand stehenden, nun 100 Jahre alt gewordenen Birnbäume sehe, bei deren Setzen mein Vater als vierjähriger Knirps mit seinem Schäufelchen mithelfen durfte, und dann auch noch das helle Glöcklein im Dachgiebel der Wirtschaft wie eh und je die volle Stunde schlägt, dann steigen in mir all die Erinnerungen an die schönste Zeit meines Lebens auf: meine Jugendjahre auf der Burg.

Sie, die Mutter, die anfänglich schwor, dass keine 10 Rosse sie je auf die Burg brächten, hat man 45 Jahre später im hohen Alter von 83 Jahren mit einem Mehrfachen an Rossen – heute PS genannt – nach einem Schlaganfall von der Burg wegbringen müssen. Sie konnte nicht mehr reden, hatte aber beim Verlad ins Spitalauto wahrgenommen, was vorging. Tränen standen in ihren Augen.



Herbst: «Das letzte Blatt», 1979, Eitempera/Mischtechnik, 40x55. (Dazu das Gedicht von Rita Peter, S.157.)